

**Eröffnungsrede zu
Gestaltenwechsel. fluid figures.
Neue Galerie Landshut, am 18.01.2019, von Franz Schneider**

Gestaltenwechsel. fluid figures.

Jenny Forster und Bärbel Praun.

Der Titel ist in vielerlei Hinsicht zutreffend: Zum einen haben sich die Arbeiten der Künstlerinnen tatsächlich gewandelt, und zwar formal wie inhaltlich.

Auch wenn sie sich inzwischen mehr und mehr von realistischen Darstellungen entfernt haben, dient ihnen die materielle Wirklichkeit immer als Anstoß für philosophische Fragestellungen und als Ausgangspunkt für zuweilen verwirrende Konstellationen und mutige Fortentwicklungen.

Das vermittelt sich uns in dieser oft so vergänglich anmutenden Balance, in der ephemeren Erscheinung von Durchblicken und zarten Verhüllungen, von harten Kanten und weich schimmernden Flächen, die göltig und labil zugleich wirken. Dies betrifft die oszillierenden Bilder von Jenny Forster ebenso wie die fragilen Installationen Bärbel Prauns.

Von Jenny Forster sind Arbeiten aus drei Werkgruppen zu sehen.

Da sind zunächst die Bilder, die sie „Spiegel“ nennt.

Tatsächlich findet sich in all diesen Arbeiten in zentraler Position eine raumgreifende ovale Form, die genau so aussieht, wie wir uns einen Spiegel vorstellen würden. Allerdings wird diese Form immer wieder von amorphen Farbbewegungen, von diffusen und ineinanderfließenden Farbflächen, von querenden Kanten in Frage gestellt, welche mit so großer malerischer Raffinesse ineinander und aneinander gesetzt werden, dass wie bei einem realen Blick in einen Spiegel die gezeigte Wirklichkeit wesentlicher als das abzubildende Objekt wird.

Die Fülle der bildnerischen Findungen ist unglaublich, und so werden wir von einem Sog aus Illusionismus, verlockender Farbigekeit und Assoziationstiefe erfasst, dem wir uns schwer entziehen können.

Wir werden erinnert an die spirituellen Räume frühneuzeitlicher Tafelmalerei, (man denke nur an den Auferstehungsflügel in Matthias Grünewalds Isenheimer Altar), und sind doch Zeuge eines bildnerischen Schaffensprozesses, der auf der Höhe der Zeit ist, und deshalb diese Illusion wie ein Spiegel immer wieder an den Betrachter zurückwirft und ihm die - allerdings mit großer Präzision und höchster malerischer Erfindungsdichte erwirkte - Gemachtheit des Bildes vor Augen führt.

Etwa wenn „eine dünne Schicht Ölfarbe transparente Flächen entstehen lässt oder sich Pastellpuder matt auf offenesporiges Aquarellpapier legt,“ wie Jenny Forster den Malprozess selbst beschreibt.

In den Spiegelformen wiederum spielen sich die unglaublichsten Prozesse ab: Farbschlieren stocken, gelieren, verfließen und vermischen sich, trüben die Sicht auf ein Dahinter oder geben im Gegenteil wie in einem Brennglas einen Blick frei auf einen mikroskopischen Bewegungsfluss, wobei die unterschiedlichen Ebenen so sehr ineinander kippen, dass eine Spiegelform plötzlich selbst wie eine beobachtete Amöbe, wie ein vergrößertes, sich stets wandelndes Wechseltierchen erscheint. Aber dies alles ist keine gewollte Lenkung unserer Vorstellungen, sondern vielmehr Ergebnis dieser assoziativen Kraft, die den Bildern innewohnt.

Diese entsteht aus einem intensiven Dialog mit Formen und Materialität, ein Dialog, der sich auf dem schmalen Grat von Zufall und Entscheidung, von Konstruktion und Auflösung bewegt.

Diese bildnerischen Prozesse greifen im oberen Stock geradezu in den Raum selbst über, wenn sich die runde Zentralform aus dem galaktischen Farbnebel schält und mit großer visueller Wucht aus dem Bild und über das Bild hinausstrahlt.

Die jetzt in einen Makrokosmos sich verströmende Form, von Jenny Forster „Gestirn“ genannt, genügt sich selbst und verweist auf eine Welt vor oder nach dem Menschen, in welcher unser Eingreifen nicht mehr relevant erscheint.

Unbegreifbar erscheinen uns auch sogenannte „Hyper-Objects“, wie sie der Philosoph Timothy Morton nennt, also Phänomene wie der Klimawandel oder die Umweltverschmutzung, die so gigantisch, überwältigend und zugleich schwer lokalisierbar sind, dass die Gefahr besteht, dass wir auf sie mit Abstrahierung, Distanz und Leugnung reagieren.

„Um das Unsichtbare zu erkennen, betrachte das Sichtbare,“ rät der Talmud, und genau dies tut Bärbel Praun in ihren Skulpturen, Installationen und Fotografien. Aus Gefundenem und Gesammeltem, aus Abfall, aus Weggeworfenem und Unbrauchbarem entstehen ihre fragilen Skulpturen.

Diese sind jedoch keine zusammengebauten Ready-Mades, kein Re- und UpCycling. Vielmehr fügt Bärbel Praun diese unscheinbaren und doch so folgenreichen Dinge zu temporären Skulpturen, indem sie sie in eine fragil ausbalancierte Konstellation zusammenfügt, die nur durch die Gesetze der Schwerkraft, der Reibung und der eigenen Latenz zusammengehalten werden.

Diese Konstellationen haben wie die fluiden Figuren Jenny Forsters eine unwiderstehliche Anziehungskraft, sie lassen uns den Prozess ihres Entstehens gedanklich nachvollziehen und bezaubern durch ihre handwerkliche Präzision und ihre ästhetische Unbedingtheit.

Die Oberflächen der Objekte, mal glänzend glatt und golden schimmernd, mal gefurcht und vielfältig, kristallin oder biomorph, lassen sie wie seltene Funde oder kostbare Artefakte erscheinen, deren haptische Anmutung uns ebenso anspricht wie die graphische Komposition ihrer Wirkung im Raum.

Dies lässt uns beinahe vergessen, dass es sich stets um Dinge handelt, die dem Konsumptionskreislauf der Moderne früher oder später (mittlerweile häufig früher) entfallen sind und nun von Bärbel Praun in eine widersprüchliche Seinsform gebracht werden, deren Kurzzeitigkeit sich mit der beinahe unendlichen Lebensdauer ihres Materials nicht in Einklang bringen lässt.

Bärbel Praun nennt sie „Impermanent Sculptures (of indestructible objects)“ – also temporäre Skulpturen von unzerstörbaren Dingen.

Zuweilen kann so ein Ding sogar selbst eine hybride Seinsform annehmen, etwa die Plastiglomerat Steine im oberen Stock, eigentlich angeschwemmte Gemische von Sedimentkörnern und anderen natürlichen Ablagerungen, welche durch gehärteten geschmolzenen Kunststoff zusammengehalten werden.

Lapidar beschreibt sie Bärbel Praun als „Bestechendes Merkmal des Anthropozän“. Nicht nur hier stellt sie uns den Widerspruch vor Augen:

Da die berührende Schönheit ihrer Objektkonstellationen und Konstruktionen, die auf sehr sensible Weise in Dialog treten mit den Bildkompositionen Jenny Forsters; dort die toxische Wirkung ihrer verschwendeten und doch beinahe unauflöselichen Materialität.

Neben der formalen Konsequenz, mit der sie die Fundstücke zu skulpturalen Gebilden zusammenstellt, steht auch die strenge Struktur des Arbeitsablaufes im Gegensatz zu den ziellosen Verfallsprozessen der verwendeten Dinge.

Sie beschreibt ihn so:

1. Collect garbage and found objects
2. React as immediately and spontaneously as possible on site.
3. Create a sculpture within a limited time frame.
4. Take a photograph, showing a short moment of balance and fragility

Hier wird auch deutlich, dass die Fotografie im Werkprozess der Künstlerin weiterhin einen essentiellen Anteil hat:

Erst die Fotografie überführt die temporäre Skulptur in eine für das Kunstwerk unerlässliche Daseinsform, die es seinen fragilen Moment der Entstehung überdauern lässt, hebt es zugleich in einen anderen Aggregatzustand und bringt es in eine bewahrende Fassung, so dass dieses nun geborgene „Momentum“ für einen nachfolgenden Betrachter zu einem „Punktum“ im Sinne Roland Barthes werden kann, zu einem ergreifenden und vielleicht erschütternden Augenblick.

So unterschiedlich die Arbeiten der beiden Künstlerinnen auf den ersten Blick erscheinen, sind sie doch in einem steten, stillen und durchaus nachvollziehbaren Dialog miteinander und mit dem Raum.

Neben der deutlichen Prozessorientierung, in den sie den Betrachter immer wieder hineinziehen, korrespondieren die Arbeiten auch formal und intentional miteinander. Dies betrifft die ins Auge fallende Entsprechung der konstruktiven Elemente im unteren Stock zwischen dem „Paravent“ von Jenny Forster und - in der Verlängerungsachse - den Stangen Bärbel Prauns. Oder die dunklen Steininformationen aus geknautschter Kunststoffplane, welche geradezu dreidimensionale Emanationen von Jenny Forsters „Spiegel“ darstellen könnten.

Im oberen Stock wiederum überschwemmt der Fluss aus DIN A4-Plastikfolien den Boden und verströmt sich damit ebenso grenzenlos im Raum wie die Gestirne Jenny Forsters.

Im Raum wird dieser Fluss lebendig, so wie er den Raum zugleich neu mit Bedeutung auflädt.

Schwer zu sagen, ob er ihn zum müden Ozean macht, der in dreißig Jahren eine größere Menge an Plastikmüll als die seines Fischbestands tragen muss – oder ob er ihn zu einem langen, ruhigen Fluss macht, der auch noch existieren wird, wenn das Anthropozän, das Zeitalter des Menschen, durch uns längst beendet sein wird.

Vielleicht wirken in diesem Zusammenhang die „Manifestationen“, diese neue Serie von Jenny Forster, zunächst wie „schwarze Spiegel“, wie dystopische Verweigerungen jeder Aussicht.

Und doch könnten diese beinahe schon alchimistischen Bildwerdungen aus Lack und Pigmenten Erscheinungen sein, in einem wörtlichen Sinne, aber auch im Sinne des Talmuds;

Erscheinungen also, welche uns das Unsichtbare im Erscheinenden sichtbar machen.

Wie Bärbel Prauns Hommage an Roni Horn bewegen sich diese Arbeiten – und im Grund alle Arbeiten dieser beiden Künstlerinnen - an einem fragilen Punkt, der stets einen Augenblick des Übergangs in sich fasst.

In dieser ästhetischen Formulierung von Veränderungsprozessen ist ihre Kunst sicherlich auch politisch.

Doch sie definiert zugleich und zuvörderst einen Ort, der uns in diesem einen Sinne stets entgleitet: nämlich den der Schönheit.

(Denn) „was wir heute Schönheit nennen,“ sagt der Naturwissenschaftler Friedrich Cramer vom Max-Planck-Institut, „gehört weder der reinen Ordnung noch dem reinen Chaos an. Sie ist vielmehr die offene, irrationale Ordnung des Übergangs, und so ist sie ihrem eigenen Prinzip nach vergänglich, fragil, gefährdet und je nur einmalig.“

Und deshalb möchte ich mit Friedrich Hölderlin schließen, der uns in wunderbarer Weise eine Reiseempfehlung mit auf diesen Übergang gibt:

„Und immer / Ins Ungebundene gehet eine Sehnsucht./ Vieles aber ist / zu behalten.“

Ich bin sicher, die Arbeiten von Jenny Forster und Bärbel Praun gehören dazu.